

Auszug aus Teil 1
Über das Erstaufnahmelager
auf dem Gelände eines ehemaligen Schlosses

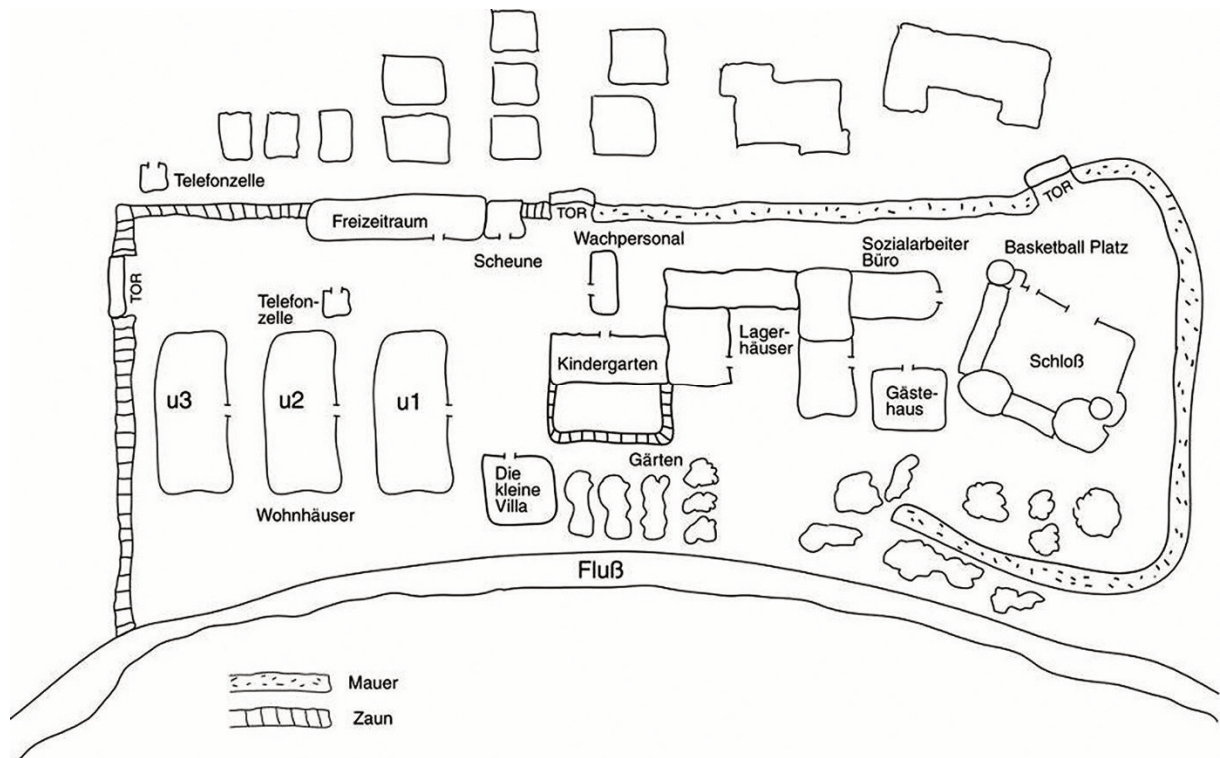


Abbildung 2: Skizze der Anlage

1.3.1.1 Das Schloss

Das Schloss spielte in den Erzählungen der Frauen über ihre Ankunft in der Einrichtung eine wichtige Rolle. Kurz nach ihrem Eintreffen gab es dort in der Aula eine große Versammlung. Alle sollen daran teilgenommen haben: die gesamte Belegschaft, d. h. der Dienststellenleiter, die Verwaltungsangestellten, die Sozialarbeiter, die Dolmetscherinnen, die Handwerker und natürlich die Frauen. Mir wurde diese Versammlung als ein bedeutsames offizielles Ereignis geschildert. Mit der Aufzählung der Anwesenden und der Betonung, dass alle teilgenommen hatten, sollte der offizielle Charakter wohl noch betont werden.

Die Versammlung war eine Informationsveranstaltung, bei der die Frauen auch ihre neue Umgebung kennenlernten und einiges über den Verlauf ihres Lebens an diesem neuen Ort erfuhren.

Den Frauen war diese Zusammenkunft gut im Gedächtnis geblieben. Ich hatte erst kurz danach meine Tätigkeit als Dolmetscherin aufgenommen und so erzählten sie mir oft von diesem wichtigen Ereignis. Drei Punkte spielten in diesen Erzählungen eine zentrale Rolle: Die Frauen erfuhren, dass sie über das Rote Kreuz nach vermissten Familienangehörigen und ihren Männern suchen können. Der zweite wichtige Punkt war die Tatsache, dass bei dieser Veranstaltung eine ‚Serbin‘ übersetzt hatte. Dies verursachte viel Verunsicherung unter den Frauen.

Immer wieder fragten sie sich, warum unter den vielen Dolmetscherinnen gerade sie ausgesucht wurde und erlebten diesen Umstand mit gemischten Gefühlen. Die dritte Begebenheit mag noch mehr unterschiedliche Gefühle und Reaktionen hervorgerufen haben: Der Dienststellenleiter hatte in seiner Ansprache die Unterkunft mit einem Dorf verglichen. Dazu wurde den Frauen die Hausordnung verlesen und erklärt, dass sie nun „alle gemeinsam ein Dorf seien“, in dem es Rechte, Pflichten und eine Ordnung gäbe, an die sich alle halten müssten, damit das Miteinander funktionieren könne. Auf dem Gelände sei auch alles vorhanden, was zu einem Dorf gehöre: Wohnhäuser, Kindergarten, Hausmeister, Pförtner und die Verwaltung mit den Sozialarbeiterinnen, den Dolmetscherinnen und den Sachbearbeiterinnen. Wie in einem Dorf gehörten auch die Geschäftszeiten der sozialen oder behördlichen Einrichtungen dazu, es werde von 9.00 Uhr bis 18.00 Uhr gearbeitet. Darüber hinaus seien der Hausmeister und das Wachpersonal für eventuell eintretende Notfälle oder auch nur für das Gefühl der Sicherheit da. Einmal in der Woche würde sich im Schloss in einer offenen Sprechstunde eine Ärztin um die Gesundheit der Frauen kümmern. Ein kleiner Garten mit aufgeteilten Parzellen sollte ebenfalls als Balsam für die Seelen der Frauen dienen. Wie zu Hause könnten sie in dem Garten, Gemüse anbauen und hätten damit eine Beschäftigung gegen allzu schwere Gedanken.

Die Sammelunterkunft entsprach ihrem Erscheinungsbild nach durchaus einem Dorf. Das Gelände der Anlage lag direkt am Fluss, das Schloss wurde von alten Kastanienbäumen und Linden umsäumt. Zur einen Seite wurde das Dorf durch die Mauer und einen Zaun abgeschirmt und auf der anderen Seite durch das Flüsschen, welches eine natürliche Grenze bildete. So war es ringsherum von der Außenwelt abgeschlossen. Trat man durch das Tor auf das Gelände, war es tatsächlich so, dass die restliche Welt draußen blieb. Allerdings war es mehr ein Dorf im Dorf, denn die Schlossanlage lag am Rande einer Dorfgemeinschaft. Für die Frauen hatte die Anlage aber nichts von einem Dorf. Sie nannten sie unter sich stattdessen Lager, ein Umstand, auf den ich später genauer eingehen werde.

1.3.1.1.1 Die Verwaltung

Die Verwaltung befand sich im Schloss. Auf zwei Etagen arbeiteten insgesamt zehn Mitarbeiter, von denen aber nicht alle direkt mit den Frauen zu tun hatten. Die wichtigsten Ansprechpartner für die Frauen saßen im Erdgeschoss, wo sich auch der große Saal befand, in dem die schon erwähnte Vollversammlung und andere Aktivitäten und Feste stattfanden, wie zum Beispiel das von den Frauen für die Verwaltungsangestellten organisierte Bajramfest. Außerdem gab es dort einen Raum, der als Klassenzimmer und Versammlungsraum diente und

entlang, wurde nur selten benutzt. Ausschließlich die alten Frauen, die ihre Gärten weiterhin nutzten, hielten sich dort auf. Das Leben beschränkte sich auf die andere Hälfte des Geländes, den Wohnbereich.

Die Topographie glich einem Dorf mit der Telefonzelle als dem zentralen Dorfplatz, der eine allgemeine Kommunikationsfunktion erfüllte (vgl. Müller 1987: 18). Das Gelände wurde durch die Grenzlinie strukturiert, die dem sozialen Unterschied zwischen den jeweiligen Personengruppen entsprach: Auf der einen Seite die Frauen als Bewohnerinnen bzw. Flüchtlinge und auf der anderen Seite die Angestellten als Administratoren.

1.4 Die Verwandlung: Von der Zuflucht zum Lager

Die Gemeinschaftsunterkunft stellte zunächst einen Ort der Zuflucht vor den Grauen des Krieges und der Flucht dar. Sie bot vor allem Sicherheit und Schutz. Die Frauen waren sehr dankbar dafür, an diesem Ort unter besseren Bedingungen leben zu können, ebenso für die Hilfe, die ihnen hier zuteilwurde. Aida, erlebte es als ein großes Glück, nach Deutschland gekommen zu sein und dabei den Weg nach Schönbrunn gefunden zu haben. Allerdings weist sie auch auf die Schwierigkeiten, die die neuen Lebensumstände mit sich bringen, hin. Damit brachte sie zum Ausdruck, was die Frauen in Schönbrunn am meisten bewegte:

„Ich glaube, ich hatte Glück, dorthin zu kommen, obwohl ich in jedem Heim, in dem ich bisher war, Probleme hatte. Aber ich denke, im Vergleich zu dem da unten [Bosnien und Herzegowina, Anm. der Verf.], war ich wenigstens nicht hungrig und durstig. Eine weitere Geschichte, in Deutschland ist es mir gelungen, mein Bein operieren zu lassen, es wurde genehmigt und sie operierten mich, ich danke ihnen, sie haben mir geholfen, soviel sie konnten. Denn, wenn ich unten geblieben wäre, hätte diese Operation nie durchgeführt werden können und frag' den Gott, was daraus geworden wäre. Es hätte sich zum Schlechten entwickelt und was hätte ich da machen sollen, ich - alleinerziehende Mutter, totaler Invalid, ohne ein Bein. Zum Schluss hätten sie es mir wahrscheinlich amputieren müssen, wer weiß, wenn es sich ausgebreitet hätte, vielleicht hätte ich auch sterben müssen, also, retteten sie mir das Leben, sie retteten mein Bein, ich kann mich nun weiter mehr oder weniger um mein Kind kümmern, es hat mich noch.“

„Du sagtest, dass es in jedem Heim Probleme gab. Worin bestanden eigentlich diese Probleme?“

„Nun, überall hatte ich das Problem, dass ich alleinstehende Mutter war, dass ich überall eine Frau ohne Schutz war. Jeder kann dir etwas sagen,

zum Beispiel, du hast keine Ahnung darüber, was man so erzählt, was um dich geschieht, jeder erzählt etwas über dich, lästert, ‚sie ist so oder so‘, ich will sagen, es gibt niemanden, der sich für dich einsetzen und sagen würde. ‚Lasst endlich mal die Frau in Ruhe‘ und das ist, ich denke, verstehen Sie ... jede verheiratete Frau hat einen Schutz und damit ihre Kinder auch. Doch bin ich alleinerziehende Mutter, weil ich alleine mit meinem Kind bin.“ (i9: 1, 17–41)

Es klingt widersprüchlich, aber neben dem Glück über den gefundenen Schutz und den verbesserten Lebensbedingungen waren die Frauen zugleich schutzlos. Wie sie empfanden auch die anderen Frauen, die in die unbekannte Fremde gegangen waren. Die letzte Fluchtetappe hatte für alle eine Trennung von den letzten Familienangehörigen zur Folge. Zwar legten sie diese gemeinsam mit anderen Frauen zurück, die das gleiche Schicksal teilten, dennoch war es für alle ein Aufbruch in ein fremdes Land, begleitet vom Gefühl der Ungewissheit und der Schutzlosigkeit. Für Sejda war es neben der Ungewissheit auch die Angst, jemand könnte ihr Kind stehlen.

Einige hatten aber auch konkrete Erwartungen, wie das Ziel ihrer Flucht aussehen sollte. So erwartete Fahira ein „adaptiertes Apartment in einem Schloss“, andere hatten vielleicht „nur“ die Hoffnung, wieder ein normales Leben führen zu können.

Ob nun konkrete Erwartungen und Vorstellungen oder Ungewissheit und Hoffnung vorherrschten, eines wurde im Laufe der Zeit zur Gewissheit: Dieser Zufluchtsort war nur eine weitere Etappe auf dem Fluchtweg. Die Zukunft war somit weiterhin offen. Die Frauen betonten zwar immer wieder, wie dankbar sie seien für die Aufnahme und die finanzielle Unterstützung zum Lebensunterhalt, jedoch hatten sie wieder das Gefühl, ausgeliefert und abhängig zu sein. Das jahrelange Leben in der Gemeinschaftsunterkunft war für sie eine große Belastung, die sie nur schwer ertrugen. Die Unsicherheit der Zukunft, die Probleme als Frau ohne Schutz und die schwierigen Bedingungen in der Unterkunft führten schließlich auch zu deren Auflösung.

Schon als sie mir von der großen Versammlung in der Aula erzählten, erklärten die Frauen, dass dies kein „Dorf“, sondern ein „Lager“ sei. Zwar hatte der Dienststellenleiter die Bezeichnung Dorf geprägt, auffallend war jedoch, dass die Frauen das deutsche Wort Dorf und nicht die muttersprachliche Bezeichnung benutzten. Die offizielle Bezeichnung gebrauchten sie selten. Untereinander und in den Gesprächen mit mir nannten sie es stets Lager. Damit machten sie deutlich, dass das Dorf eine Wunschvorstellung des Leiters war, jedoch für die Frauen die

Lebensrealität einem *Lager* gleich. Das Leben hier war für sie die Fiktion einer Normalität, mit dem Dorfleben hatte es nichts zu tun. Es war ihnen nicht möglich, in diesem Dorf ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Auch wenn, so der Dienststellenleiter, alles, was man zum Leben brauche, vorhanden sei, war das für die Frauen nicht genug: Sie hatten weder ein eigenes Heim noch eine Arbeit und konnten sich auch nicht frei bewegen. Ihr Aufenthaltsstatus erlaubte es ihnen nicht, eine eigene Wohnung zu beziehen oder eine Arbeit aufzunehmen. Außerdem durften sie sich nur in einem Radius von ca. 30 km bewegen und das Bundesland nicht verlassen.

Für die Frauen gab es damit nur ihr kleines Zimmer, das als Privatraum diente. Küchen und Bäder wurden gemeinsam benutzt und die gesamte Anlage war eingezäunt. Für Fahira war es vor allem deshalb ein Lager, weil es keinerlei Einflüsse von außen gab. Aber auch der Alltag erinnerte sie an ein Lager:

„Von den Schuhabsätzen wollen wir gar nicht reden. Aber als ich gerade gestern Nacht um halb zwei die Absätze der Wächterin hörte und ich höre sie jede Nacht. Das ist wirklich ein schreckliches Gefühl. In jedem weckt es andere Gefühle. Mich erinnert es an ein klassisches Lager in Bosnien. Wenn der Wärter kommt und die Absätze hallen und du nur wartest, dass er in deine Zelle kommt, um dich zu schlagen, dich rauszubringen und zu töten oder dich zu vergewaltigen oder was weiß ich. Und das ist jede Nacht und jetzt im Dunkel meines Zimmers kann ich mir einbilden, dass ich in meinem Haus bin, in meinem Zimmer oder weiß was ich. Aber ihre Absätze bringen mich einfach in die Realität zurück.“ (Filmdokumentation)

Das Gefühl des Eingeschlossenseins drückte sich in zwei Richtungen aus: Äußerlich war es die räumliche Be- und Einschränkung, nach Innen zeigte es sich in der verloren gegangenen Individualität:

„Alles in allem, es wird anstrengend, hier zu leben und zuzuhören, eigentlich nicht nur zuhören, sondern selbst ein Objekt davon zu sein, wenn ein Sozialarbeiter seinen Ärger an jemandem auslässt. Es ist ein dummer Ausdruck, ‚seinen Ärger an jemandem auslassen‘, aber ich kann es nicht anders erklären.“ (i1: 3, 8–12)

Die Frauen fühlen sich als Objekte der Verwaltung und empfinden Verzweiflung und Wut über die Art der Unterbringung:

„Also, meiner Meinung nach ist diese Organisation absolut unangemessen für ein solches, wie sie das hier sagen, am besten organisierte Lager im Land, das nach ihren Erklärungen den höchsten Lebensstandard bietet.

Auszug aus Teil 2
Über traumatische Erfahrungen,
die Flucht

sie sich nicht nähern kann. Diese Zeit und die Flucht durch den Korridor ähneln den zerfetzten Gedärmen und Venen in der Geschichte über ihren Bruder. Mit dieser Umschreibung nimmt sie vorweg, dass sie eine „Reise in den Tod“ antritt, durch einen Korridor, den nur wenige überleben werden.

2.2.1.3.5 Die Flucht

Senija ist an dieser Stelle erschöpft, die Ereignisse bahnen sich ihren Weg durch ihre Erinnerung, die ich aufgerüttelt habe. Mit meinen Fragen bewege ich sie zum Weitererzählen. Ich frage sie, ob die Männer im belagerten Dorf geblieben sind:

„Ja, die Unseren haben auf jeden geschossen, der sich näherte, sie töteten jeden. Sie kämpften schon ein Jahr lang und wenn nun einer gehen sollte, dann der zweite und der dritte, dann würden alle gehen. Sie glaubten, sie hatten die Hoffnung, sich verteidigen zu können. Und ich machte mich auf den Weg. Zwei Tage und drei Nächte lang bin ich gelaufen, durch Berge und Wälder. Ich ging nicht alleine, wir waren tausend Leute damals, alles Frauen und Kinder und einen Führer hatten wir. Sie hatten diesen Korridor geöffnet, es war nur ein kleiner Weg, ein Pfad, und es ging durch Berge, Wälder und Bäche. Alles war vermint, denn sie, die Tschetniks hatten diesen Weg entdeckt, den wir genommen hatten und haben beide Seiten des Weges vermint. Nacht, Regen, Frost, es war der 6. Februar. Du weißt schon wie das bei uns ist, wenn es Regen, Schnee oder Frost gibt. Und nun, wenn du nur auf den Rand trittst, da wo die Minen sind, gibt es dich nicht mehr. Alle drei Meter sahen wir eine Leiche. Alle 3 Meter. Entweder war der Mensch erfroren vor Kälte, oder er war auf eine Mine getreten, oder er wurde umgebracht, oder es gab einen Hinterhalt. Leiche neben Leiche. Irgendwie schafften wir es bis nach Tuzla. Kaum war ich in Tuzla angekommen, erst eine Nacht war ich in Tuzla, schon erfuhren wir, dass Cerska gefallen war. Sie meldeten, dass Cerska in Flammen steht, dass Bäche von Blut fließen. Dann zählten sie ein Dorf nach dem anderen auf, 24 muslimische Dörfer wurden in Brand gesetzt. Viele Verwundete blieben dort. Sie sind plötzlich einmarschiert und haben alle umgebracht. Wer dieser Gefahr davor entrinnen konnte, der rettete sich und niemand weiß was mit denjenigen geschah, die dort geblieben waren.“

„Wie habt ihr dieses Jahr überlebt?“

„Nun, irgendwie haben wir überlebt. Wir durften gar nichts machen.“

„Wie habt ihr euch ernährt?“

„Wir hatten einige Vorräte, aber viel hatten wir nicht. Niemand hat damit gerechnet, man kaufte sich das, was man sich von einem bis zum nächsten Lohn leisten konnte. Es war nicht so, dass du dir jetzt Vorräte angelegt hättest, so als würdest du etwas erwarten. Einiges hatten wir, dann eroberte unsere Armee hin und wieder das eine oder andere Dorf und plünderte es aus. Sie brachten uns dann Nahrungsmittel, Getreide, Hafer. Hafer haben wir gemahlen und dann gegessen. Am schlimmsten war es mit dem Salz. Fleisch hatten wir genug, wir schlachteten die Rinder und räucherten das Fleisch, wir kochten oder brieten es, aber wir hatten nichts, um es zu salzen.

Dann fanden die Unseren irgendwelches Salz in den Höhlen, das man früher über die Bahngleise gestreut hat. Dieses schwarze Salz, wie der Sand, den man gegen die Glätte streut. Irgendwo hatten sie es gefunden. Sie suchten immer wieder und brachten mal ein Kilo, mal zwei. Das Salz war mit Erde vermischt und man musste es waschen. Dann wurden diese Stücke, wie Steine waren sie, lange gekocht. Abends ließen wir das Salz im Wasser und es taute ab, so dass daraus salziges Wasser wurde, der Sand und die Steine blieben am Boden liegen. Dieses Wasser wurde dann gefiltert und wir ließen es später lange kochen. Zum Beispiel in einem Topf von 10 Liter blieb nach dem Kochen so eine Handvoll Salz, aber richtiges weißes Salz. So haben wir uns gequält und ernährt.

Ich brachte nach Tuzla ein kleines Brot (*pogačicu*) aus Hafer hinüber.¹⁰⁶ Das habe ich wegen der Kinder vorbereitet und tat es Rasim in die Brust¹⁰⁷ unter sein Hemd. Das Hemd steckte ich ihm in die Hose, band es fest, und so gab ich ihm das kleine Brot, weil ich es nicht tragen konnte. Den Samir trug ich die ganze Zeit auf meiner Schulter, die anderen beiden hielt ich an der Hand. Alles zu Fuß, zwei Tage lang und drei Nächte.

Schlafen konnte man nirgends, Pausen waren eine Minute lang und schon ging es weiter. Wir hatten Angst vor Hinterhalten und es gab auch keine Möglichkeiten zum Sitzen, weil alles vermint war. Wir hatten Angst, dass sie uns aufspüren. Zum Beispiel, wir gingen durch das Dorf Snagovo, und das Nachbardorf, das Liplje heißt, war in Flammen. Wir gingen vorbei und sahen, wie es brennt. Es fällt keinem ein, sich hinzusetzen, eine Pause zu machen, sondern du läufst einfach weiter und nimmst ab und zu ein Stück Schnee in den Mund, um dich zu erfrischen.

¹⁰⁶ „Ja sam baš u Tuzlu prenijela pogačicu od zobi.“ Hier ist „prenijela“ als „hinübergebracht“ zu verstehen, von einem Ort an den anderen.

¹⁰⁷ „... stavila Rasimu bas u njedra pod majicu.“ Sie sagt „in die Brust“, was als eine Steigerung von „an die Brust legen“ zu verstehen ist.

Es waren alles Frauen, nur ein Mann war unter uns, der uns führte und uns den Weg zeigte, wir folgten ihm einfach. Das war eine Kolonne, je eine Person in der Reihe, wir durften nicht zu zweit oder zu dritt nebeneinander laufen. Wir waren tausend Menschen, die damals nach Tuzla gingen. Sie hatten diesen Weg entdeckt und deswegen verminten sie alles. Ihnen ist aufgefallen, wo wir uns bewegen, sie entdeckten den Weg und verminten deswegen alles. In Tuzla war ich knappe zwei Jahre.“ (i3: 5, 21 – 6, 11)

Meine Zwischenfragen, nach ihrem länger anhaltenden Schweigen gestellt, mit denen ich das Weitererzählen anregen möchte, stören sie nicht. Sie beantwortet sie und fährt unbeirrt fort, die Geschichte, die sich durch eine eigene Dynamik vorantreibt, zu Ende zu bringen. Sie bedient sich stilvoll inhaltlicher Verbindungen, mit denen sie, nach der Beantwortung meiner Fragen, den Faden wieder aufnimmt. Nachdem die Hoffnung aufgegeben wird, macht sie sich auf den Weg. Sie erinnert sich hier an das genaue Datum. Weder an ihren Hochzeitstag noch an das Geburtsdatum ihrer Kinder konnte sie sich so genau erinnern.

Die Männer bleiben in der Hoffnungslosigkeit zurück, denn das Verlassen der Stellungen wird mit dem Tod bestraft. Die Landschaft bekommt durch das Grauen ein neues Antlitz. Sie wird zu einer wilden Landschaft, Raum und Zeit werden eins: Berge, Wälder und Bäche werden Eins mit Regen, Schnee und Frost, ohne Unterschied von Tag und Nacht. In dieser Landschaft gibt es nur einen schmalen Pfad, der wie ein Grat zwischen Leben und Tod verläuft, gesäumt von todbringenden Minen und Leichen. Für einen Moment vergewissert sie sich, eine Gegenwart zu haben.

Sie stellt mehr fest als dass sie mich fragt, dass auch ich weiß, wie es im Winter in Bosnien ist. Vielleicht hat sie sich vergewissert, dass ich als Zuhörerin noch dabei bin. Sie schildert einen sehr mühsamen Fluchtweg. Alles, was sie zurück gelassen hat, geht am Ende in Flammen auf. Ihren Mann erwähnt sie nicht, er geht unter in den 24 niedergebrannten Dörfern und den Gebliebenen und Verwundeten. An dieser Stelle möchte ich hervorheben, dass sie nie das Dorf, in welches sie geheiratet hat, namentlich erwähnt. Gerade so, als hätte es keinen Namen. Durch dieses Nicht-Aussprechen ist es irgendwie nicht mehr vorhanden. Am Ende schafft sie es ein kleines Brot, herüber zu bringen, das vielleicht symbolisch dafür steht, dass sie es geschafft hat.

Damit wird sie metaphorisch zu einer von denen, die es geschafft haben, rüber-zu-kommen. Nach einem Jahr grauenhafter Lebensbedingungen legt sie mit anderen Frauen und Kindern ungefähr 80 km unter unmenschlichen Umständen zurück.

Auszug aus Teil 3

Ein Fazit

revealed as a crisis or a significant event is confronted and experienced.”
(Denzin 1989: 33)

Die biographische Wende ist für Wolbert ein Strukturmerkmal, denn diese verändert die biographische Gesamtsicht und stellt einen Punkt extremen Identitätswandels dar.

„Ein weiteres biographisches Strukturelement ist die biographische Wende: dieser Punkt von Umdeutungen, die die biographische Gesamtsicht verändern; der Punkt extremen Identitätswandels, der mit einem Ergebnis von biographischer Relevanz zusammenfallen oder zwei Phasen voneinander trennen kann.“ (Wolbert 1984: 60)

Die biographische Wende ist das wesentliche Strukturmerkmal der biographisch-narrativen Darstellungen, die sich in eine weitere strukturelle Gemeinsamkeit der gesamtbiographischen Darstellungen auf der Erzählebene einbindet. Die zeitlichen Phasen und die wiedergegebenen Geschichten bedingen einander und nur in dieser Gestalt kann sich das Trauma in der biographischen Darstellung zeigen

3.2 Fazit – Das Trauma als liminale Phase

Die biographischen Wendepunkte, der Selbstentwurf, die Raubhochzeit, der Kriegsausbruch, die Frauengruppe und die eigenen Wohnungen stellen Statuspassagen dar. Im Sinne Turners sind sie Übergangsphasen, die in sich von drei Phasen des Durchlaufs gekennzeichnet, eine Trennungs-, eine Umwandlungs- und Angliederungsphase sind. Die Umwandlungsphase ist die liminale Phase und als der Angelpunkt der Transformation gekennzeichnet.

Trauma ist ein Einschnitt, ein Bruch im Leben, der eine Verkehrung der Welt zur Folge hat.

„Die Strukturhypothese zur Identifizierung der Chronologie der Erzählung der Überlebenden von Deportationen und Massaker stellen einen Einschnitt in das Leben dar, von dem an das neue Leben nur noch unter der Last traumatischer Erinnerungen abläuft und bis zu dem hinaus dieser traumatischen Erfahrung heraus im Nachhinein auch das frühere Leben erinnert wird.“ (Abels 1991: 161)

Aus dieser Erfahrung heraus blicken nun die Erzählerinnen auf ihr Leben und binden das Trauma als eine liminale Phase ein, das sich von einem

Ereignis zum nächsten wie die Glieder in einer Kette in die Übergangssituationen einreicht.

Die von den Erzählerinnen dargestellte Sequenz der traumatischen Ereignisse, die in der unmittelbaren Vergangenheit, durch den Abbruch der „Gründung des eigenen Hausstandes“ eingeleitet wird, weist die Merkmale einer Liminalität auf. Ab dem Kriegsausbruch, der symbolisch mit dem Bajramfest besetzt ist, beginnt die Phase des Chaos, in der die bisherige Ordnung aufgehoben wird, und die Erzählerinnen sich auf der Ebene der Erzählstruktur wie auf der Ebene der erlebten Geschichte im Bereich des Liminalen bewegen. Die während der Fluchtphase (noch in Zagreb/Kroatien) sich langsam bildende Frauengruppe *Frauen, Opfer des Krieges*, die Frauen zusammenbringt, die sich in einer völlig neuen Lebenssituation sehen. Sie sind ohne Ehemänner und ohne Familienangehörige. Teilweise sind sie noch im Verbund mit der angeheirateten Familie, doch die durch Verheiratung entstandene Verwandtschaftsbindung reicht nicht aus, um zusammen zu bleiben. Jeden Verwandtschaftsangehörigen zieht es zu der Blutsfamilie. Die Frauengruppe schafft jedoch neue Perspektiven: Sie eröffnet die Möglichkeit, als alleinstehende Mutter neue Wege zu suchen. Sie bilden damit eine *Comunitas*, die sowohl im Hinblick auf die vorhergehende soziale Struktur als auch auf die Struktur des Chaos eine neue Struktur darstellt. Die Flucht nach Deutschland und der Übergang „in die eigene Wohnung“ bilden dabei etwas Vergleichbares wie eine Angliederung an „normale“ Lebensverhältnisse. Ein vorläufiges Angekommensein, das zwar der ursprünglichen Neugründung mit Familie nicht mehr entspricht und daher als *Imagination*, in eine weit entfernte Zukunft – der eventuellen Rückkehr – transportiert wird, die noch ungewiss bleibt. Jedoch hat sich strukturell eine Umwandlung vollzogen, der eigene soziale Status hat eine Bestimmung gefunden und mit ihm eine neue Form der Lebensgestaltung.

Es sind die Erzählsequenzen des Selbstentwurfs, der Raubhochzeit, des Kriegsausbruchs, der Frauengruppe, der eigenen Wohnung, die die Übergänge darstellen. Diese erzählten Statuspassagen lassen das Leben selber als eine kontingente Abfolge solcher Statuspassagen erscheinen und die Zukunft stellt sich selbst als eine Statuspassage auf längere Verweildauer dar (Heinz/Behrens 1991: 127).

Die modellhafte Anlehnung an Turners' Liminalität erschließt uns die biographische Darstellung als eine Suchbewegung durch Übergänge hin-

durch, die eine Umwandlung zur Folge haben, in denen das Trauma als liminale Phase – ein Übergang - zwischen diese eingebettet ist. Und zwar in einer fortlaufenden Entwicklung, die zum besseren führt, welches ambivalent bleibt; wie die zu Anfang konstituierte Welt. Eine Geschichte entsteht nicht aus dem Nichts, sie greift auf kulturelle Horizonte zurück oder Altlasten, dem Bekannten. Dabei ist sie eine Leistung, die vollbracht wird. Schiffauer drückt es folgendermaßen aus:

„Die Migranten sind bis in ihr Innerstes von den Entwürfen geprägt, sie sind vielmehr ihre Entwürfe. Von ihnen her entfaltet sich „ihre Welt“: kognitiv, weil sie von ihren Zielen her in Möglichkeiten, Wege, Barrieren und Grenzen gegliedert wird; und emotional, weil sie von den Zielen her Wut, Euphorie, Schuld Versagen usw. empfinden. Man kann dies in existentialistischer Terminologie formulieren. Indem sie sich selbst entwerfen, machen sich die Migranten in voller Freiheit zu dem, was sie sind. Sie wählen ihre Existenz und sind damit für sie auf eine ganz neue Weise verantwortlich.“ (Schiffauer 1991: 184)

In diesem Zusammenhang verstehe ich die fragmentarisch oder brüchig darbietende biographisch-narrative Darstellung eher als eine Such- und Fluchtbewegung in einer Situation, „in denen einem etwas neues begegnet, für das es noch keine Verarbeitungskategorien gibt“ (Abels 1991: 162). Und dennoch bieten die Erzählerinnen in der lebensgeschichtlichen Darstellung eine Kontinuität ihres Lebensentwurfs. Die Kontinuität stellen sie erzählerisch durch die eben bekannten liminalen Phasen ihres Lebens her und binden damit die traumatischen Erlebnisse als biographische Wendepunkte ein. Die biographisch-narrative Darstellung unternimmt nicht den Versuch einer präzisen Rekonstruktion der traumatischen Erfahrung,

„sie beschreiben nicht die Traumatisierung selbst, sondern die subjektiven Versuche mit ihr zu leben. Diese Geschichten erzählen jedoch nicht nur vom Umgang mit der Erfahrung der Massenvernichtung, sie stellen auch selbst eine Weise der Umgangs mit dieser Erfahrung dar.“ (Quindeau 1995: 31)

Die Biographinnen haben der biographisch-narrativen Darstellung aus ihrer subjektiv erzählten Perspektive heraus eine strukturelle Ordnung durch die Liminalität gegeben und damit einen Raum der Möglichkeiten geschaffen.

In dieser Betrachtungsweise gelingt es, die Erinnerung im biographisch-narrativen Interview als eine biographische Konstruktion zu betrachten, die den Versuch unternimmt Kontinuität und Stabilität zu entwerfen. Dabei durch Brüche, Fragmente und deren Widersprüchlichkeiten gekennzeichnet ist, die nicht den Anspruch einer historischen Wirklichkeit der traumatischen Erlebnisse erhebt. Vielmehr offenbaren die gewählten Übergangssituationen, dass die traumatischen Erlebnisse eingebunden in solche, einen „Raum“ zugewiesen bekommen, in denen sie „gebunden“ werden. Zugleich ist der Übergangsraum als ein Raum der Möglichkeiten auch sinnstiftend, indem sich die zur Verfügung stehenden Ressourcen offenbaren.

Die biographisch-narrativen Darstellungen spiegeln den Versuch einer dichten Beschreibung und Schilderung von „Lebenswelten“ wieder, in denen die traumatischen Erlebnisse in eine Übergangsphasenstruktur eingebunden werden und damit den Rückgriff auf persönliche Ressourcen, die die seelische Widerstandsfähigkeit, folglich die erinnerte Fähigkeit Krisen zu überwinden, zulässt.

Die hier erzählten „Lebenswelten“ stellen die traumatischen Erlebnisse und den durchaus problematischen Traumabegriff in den Kontext der resilienten Fähigkeiten.

Die Arbeit zeigt eine Perspektive von Betrachtung und Umgang mit biographisch-narrativen Darstellungen auf und soll über die Fragestellung „Wie werden erlebte traumatische Ereignisse in lebensgeschichtlichen Darstellungen eingebunden?“ hinaus, neue Anregungen und Fragen ermöglichen.